

Zwischen Traditionalismus und Internet

Zur Beschleunigung der Literaturkritik

VON JÖRG DREWS

Totgesagte leben länger. Der Rezension, ohnehin ja ein – von wenigen Ausnahmen abgesehen – eher poveres Genre, stellte Hans Magnus Enzensberger vor einigen Jahren einmal wieder den Totenschein aus. Doch das Rezensionswesen geht weiter, und keineswegs nur als das Treiben von Untoten, sondern als ein Genre, für das noch niemandem ein Ersatz eingefallen ist. Zwar ist die durchschnittliche Buchbesprechung, donnerstags, samstags oder montags in den entsprechenden Blättern zu lesen, selten sehr inspiriert, und sie ist auch kaum der Ort, an dem aufregende neue Entwicklungen diskutiert werden; die Fälle sind an den Fingern abzuzählen, in denen Rezensionen in einem emphatischen Sinne die punktuelle »Fortschreibung der Ästhetik« (Peter Laemle) anlässlich neu erschienener Werke darstellen. Aber vielleicht muß man die Ansprüche niedriger hängen: Woher sollen emphatische Reaktionen und denkerische Anstrengungen kommen, wenn nur rarerweise neue literarische Texte mit einem nachdrücklich innovativen Anspruch auftreten und schon dem Wort »Werk« etwas Altväterliches anhaftet? Was will denn noch ernst ein »Werk« sein? Überdies gehören die meisten Rezensionen vielleicht noch nicht einmal zur Literaturkritik, sondern eher zum literarischen Journalismus, und der hat ja bis heute seine informative Funktion, wie einem jeder Verlag bestätigen wird. So viele Titel es auch gibt, die erfolgreich sind ohne jegliche Rezension oder die erfolgreich sind sogar gegen ganze Schwärme von absprechenden Reaktionen – manche Titel haben auf dem Markt nur eine Chance über Rezensionen.

Übrigens dürften sehr viele Rezensionen gar nicht wirklich auf überzeugende

Argumente, sondern eher auf ihren Tenor hin gelesen werden, auf Signale, die dem einzelnen Leser andeuten, ob dieses spezielle Buch auch – von irgendwelchen objektiven Kriterien abgesehen oder über sie hinaus – etwas für ihn ist, wobei neben offenen Urteilen auch das über längere Zeit hin erworbene diffuse Vertrauen zu einem Kritiker eine Rolle spielen dürfte. Es gibt bei den großen Tageszeitungen (unter Verschuß gehaltene) Untersuchungen zu den Lesegeohnheiten der Blattleser, die besagen, daß die Rezensionen der Wochenendbeilage nur von drei Prozent der Gesamtleser mehr oder weniger gründlich gelesen werden; die Zahl wäre für jeden erschreckend, der sich Illusionen gemacht hat, aber erstens macht sich wohl kaum noch jemand Illusionen in dieser Hinsicht, und zweitens muß wohl die kaufstimulierende beziehungsweise vom Kauf abhaltende Wirkung von Rezensionen abgekoppelt werden von ihrer argumentativen Triftigkeit, wie ja auch in der Literatur selbst die sogar von Verlagslektoren aufgestellte Forderung nach »lesbarer« und verkäuflicher Literatur – recte: nach gehobener erzählerischer Gebrauchsprosa – ein Zeichen der Kapitulation vor der kaufmännischen Abteilung der Verlage und eine intellektuelle und ästhetische Selbstenthauptung darstellt.

In der Literatur wie in der Literaturkritik gibt es allerdings das gar nicht so untergründige Gefühl, daß die Bücher, die mehr sein wollen als intelligente Unterhaltung erstens nur so lange noch existieren, wie Literatur noch von dem Prestige zehren kann, welches sie einst hatte, als es noch Reste eines bürgerlichen Respekts vor Kultur gab; setzten Zeitungs- und Verlagsbesitzer nach strikten

Shareholder-value-Prinzipien die Sonde an, würden Sektionen, in denen für drei Prozent der Käufer Artikel geschrieben werden, in Lebensgefahr kommen. Zweitens gibt es das ungenaue Gefühl, daß sich in der Literatur und bei ihrer Leserschaft, sofern sie nicht einfach auf Infotainment aus sind, irgend etwas verändere und, im Sinne einer Zeitgenossenschaft im nachdrücklichen Sinne, auch etwas ändern müsse, wenn Literatur nicht obsolet sein oder werden wolle.

Wer will schon »medienignorant« sein, wer will sich schon der Einsicht versagen, daß man auf Medien bezogen »polytheistisch« (Hubert Winkels) sein muß und nicht mehr die Hochliteratur für die *via regia* aller Erkenntnis halten kann? Hubert Winkels hat das Beflissene, das ängstliche Up-to-date-sein-Wollen und das Modische dieses lässig-nerwösen Bezugs auf neue Informationstechniken in seinem letzten Buch an einer Stelle lustig auf die Schippe genommen: »Nur eins wird den Zeitgenossen mit feinerem Gehör immer schwerer: die Rede von den Neuen Medien und ihren Effekten auszuhalten.«¹ Die ist wohl deshalb so schwer auszuhalten, weil der Terminus »Neue Medien« so ungenau ist, oft auch seine Benutzer nicht gerade auf dem avanciertesten Stand der Info-Technik sind und die wirklichen Folgen für die Sparte Produktion, Rezeption und Reflexion ästhetischer Texte von niemandem recht abschätzbar sind.

Verstörend sollte man eigentlich zunächst nur die Eile finden, mit der manche Literatur- und Medientheoretiker bereit sind, die Literatur in einem nachdrücklichen Sinn, diejenigen ästhetischen Bemühungen und Produkte, die sich noch an Erkenntnis koppeln, einfach aufzugeben. Sie scheinen dem spezifisch Literarischen gar nichts mehr zuzutrau-

en, gehen noch nicht einmal der Frage nach, ob es nicht Sicht- und Sprechweisen gibt, welche dem literarisch-ästhetischen Sprechen eigentümlich und gar nicht überholbar sind. Wie manche Lektoren eiligst sich die Forderungen des Marktes zur obersten (und jedenfalls allein noch erörterten) Maxime machen, so scheinen andere literarische Intellektuelle aus Angst, bei den schwächeren Bataillonen zu landen, die Literatur vorbeugend und in vorausweisendem Gehorsam verloren zu geben.

Das ficht Gustav Seibt nicht an, das focht ihn nicht an, als er noch Literaturchef der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* war (mittlerweile ist er Redakteur bei der *Berliner Zeitung*). Die Artikel und Rezensionen, die kleinen Erinnerungstexte zu Autoren aus Anlaß ihres Todestages und auch die als Einleitung des Bandes fungierende Darlegung zum Begriff »Literaturkritik«, die erstmals in einem Handbuch erschienen war, schielen nicht auf Wirkungsmöglichkeiten und Leserzahlen; wenn das Wort »Fernsehen« oder die Formel »Neue Medien« überhaupt irgendwo in seinem Buch² vorkommt, dann an so unauffälliger Stelle, daß ich es mir noch nicht einmal notiert habe. Das kommt wohl von einem traditionalistischen Vertrauen in die Literatur und von einer Unaufgeregtheit, die vielleicht auch die des gelernten Historikers Seibt ist, der sich von längeren Zeiträumen Rechenschaft zu geben weiß und von anderen und anderssprachigen Literaturen, als es die deutsche – west- und ostdeutsche – Nachkriegsliteratur ist, bei deren Erörterung es ja am ehesten aufgeregt und kurzatmig zugeht und wo totale Umschwünge und Abbrüche der Literatur beziehungsweise Kultur am bereitwilligsten angenommen oder gar erwartet werden.

Zweieinhalb Jahre leitete Seibt den

¹ Hubert Winkels, *Leselust und Bildermacht. Über Literatur, Fernsehen und Neue Medien*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1997.

² Gustav Seibt, *Das Komma in der Erdnußbutter. Essays zur Literatur und Literarischen Kritik*. Frankfurt: Fischer 1997.

Literaturteil der FAZ, und diese Auswahl enthält fast nur Arbeiten aus dieser Zeit. Man erkennt, daß da jemand eigentlich gerade erst dabei war, Profil als Literaturkritiker zu bekommen. Das heißt: Seriosität, Gediegenheit, Klugheit zeigen alle diese Arbeiten, aber wenn in literaturkritischen Texten aus insgesamt fast drei Jahren als modernste Autoren Durs Grünbein und Robert Gernhardt vorkommen und diese nun wieder als die einzigen Lyriker, wird deutlich, daß hier einer erst im Begriff war, einen kritischen Zusammenhang zu entwerfen, ein in sich verbundenes Gebilde von Stellungnahmen herzustellen: die zu dem Band addierten Texte stehen vereinzelt, und wir hätten noch eine Menge Überraschungen erleben können, wenn Seibt mehr Gelegenheit gehabt hätte, sich zu weiteren Autoren zu Wort zu melden. Die einzelnen Stücke haben etwas Unverbundenes, aber das macht die Sache lebendig. Neben zwei Hinweisen auf Rudolf Borchardt steht eine Besprechung von William Gaddis' *JR*, neben zwei Studien zu Carlo Emilio Gadda wird »Ein Salut für Heimito von Doderer« geschossen, zwischen einer Rezension von Roberto Longhis Essay zur venezianischen Malerei und einem Porträt Carl Jacob Burckhardts stehen drei kleinere Geburtstags- beziehungsweise Todestagsartikel über Arno Schmidt, Hans Wollschläger und Stefan Hermlin (welche beiden letzteren Autoren gewissermaßen in einem Atemzug zu nennen ja durchaus sein *fundamentum in re* hat, was Seibt mit vornehmer Zurückhaltung nicht ausspricht), Borges und Nabokov sind im höchsten Rang, und als sei dies schon wieder fast zuviel Parteinahme für Modernes, wird ausführlich von Golo Mann und von Gregorovius' *Römischen Tagebüchern* gehandelt.

Die spannendsten, triftigsten Artikel des Buches waren für mich der fast glosseartig kurze Essay *Das Geheime Deutschland und der Widerstand* sowie die Artikel zu Günter Grass' *Ein weites Feld* und Peter Handkes *Mein Jahr in der Niemandsbucht* und seinem Serbien-Buch.

Was einst Rudolf Borchardt in seiner Maßlosigkeit und in seinem Haß in der eben erschienenen *Aufzeichnung Stefan George betreffend* um Haaresbreite verfehlete, nämlich jenseits der Schlagworte vom »präfaschistischen Syndrom« den untergründigen, aber durchaus benennbaren Zusammenhang zwischen den Reichsphantasien Georges und Hitlers auf den Punkt zu bringen, schafft Gustav Seibt anläßlich seiner Betrachtung zur Lektüre von Admiral Canaris in der Nazihaft: Es war Ernst Kantorowicz' Biographie *Kaiser Friedrich der Zweite*. Welch unglücklicher Ehrgeiz Günter Grass zu seinem als Großroman intendierten Großroman *Ein weites Feld* trieb, wie ihm die Medienöffentlichkeit im Verein mit seiner Eitelkeit den phantasmatisch erwarteten Gegenwarts- und Wiedervereinigungsroman abpreßte und wie erbarmungslos linksnational-gemütlich das Resultat ist, das steht da auf sechs Seiten wie die Plauderei über die unglückliche Erfüllung eines von der Nobelpreisehnsucht getriebenen Neo-Lübeckers durch eine alte Dame: die Literatur. Und welche deutsch-österreichische, bei Stifter wie bei Heidegger belegbare Sehnsucht nach einer neuen Ursprünglichkeit hinter Handkes Kriegsphantasien bezüglich Deutschlands und Friedens- und Gerechtigkeitsphantasien für Serbien steht, stellt Seibt mit ruhiger Schärfe klar und leistet damit jenseits moralischer Empörung über Handkes durch seine Moderne-Verachtung brutalisierten Blick auf den Balkan Erhebliches für die Benennung jenes politischen und sprachlichen Jargons der Eigentlichkeit, der sich seit zwanzig Jahren in Handkes Werk findet und nicht zu trennen ist von der Selbsterheiligung des Autors, der dem Profanisierungs- und Entsubstantiierungsprozeß der Dichtung zur bloßen Literatur mit dieser Selbsterhöhung zum Propheten, ja Herbeibeschwörer neuer Daseinsheiligkeit entgegenwirken will.

Seibt liefert in dem Band mit dem etwas preziösen Titel leicht ironisch und distanziert sein – vorläufiges – Vermächtnis als Literaturkritiker, nicht eine

Dokumentation, vielmehr: eine Stilisierung. Das läßt sich an drei Stücken zeigen, die in dem Auswahlband nicht mehr enthalten sind. Zwei davon benennt Seibt selbst: der Buchmessen-Aufmacher über Literaturkritik von 1995 ist ersetzt durch die schon erwähnte, eher akademische Einlassung zu »Literaturkritik«, und das bedeutet Verantwortlichkeit und Gediegenheit statt Temperament und größerer, auch polemischerer Nähe zur Praxis und zu einem bestimmten Moment in der Zeit; statt jenes verstörenden Lobliedes, das Seibt einst sang auf den jungen Lyriker Durs Grünbein, dessen Erscheinen er doch wahrhaftig in einem Atem nannte mit dem ersten Auftritt des jungen Hofmannsthal, finden wir nun eine sehr gemessene Auslegung eines einzelnen Gedichts von Grünbein, und jene den Roman verblüffend hoch ansiedelnde Rezension von Ralf Rothmanns *Wäldernacht*, die doch eine gewisse Unsicherheit des Urteils bezüglich der deutschen Gegenwartsliteratur verriet, ist gar ganz verschwunden. Die Folge ist, daß der Eindruck des Wohlabgewogenen, des Durchdachten, des fast Wohlerzogen-Manierlichen, den diese Sammlung der literaturkritischen Arbeiten eines Neun- unddreißigjährigen macht, sich noch verstärkt: kein kühnes Urteil, keine ausfahrende Geste und kaum Polemik haben noch eine Chance. Eigentlich fast ein bißchen schade! Denn man las Gustav Seibt ja nicht allein deshalb gerne in der FAZ, weil er ein gebildeter Traditionalist ist.

Worum es sich natürlich bei Michael Maar in noch weit höherem Maße handelt.³ Er ist überhaupt vielleicht mehr noch als Seibt Philologe und nicht Kritiker, zumindest was das Temperament angeht, aber auch das fast vollständige Desinteresse an der Literatur der Gegenwart – Nicholson Baker und Borho Strauß nehmen sich geradezu fremd aus in dieser Umgebung durchdringender, domi-

nierender, kaum je bezweifelter Proust-, Thomas Mann- und Nabokov-Verehrung, die unterfüttert, durchsetzt und gekrönt wird von allerlei Nachweisen, wie viele der Autoren an Hans Christian Andersens Märchen genascht und insbesondere von der Meerjungfrau gekostet haben; dem Nachweis, wie der Mannsche *Zauberberg* nicht recht zu verstehen sei ohne Kenntnis der Einarbeitung unzähliger Zitate und Anspielungen aus und auf Andersenschen Bezirken hat ja die hinreißende Dissertation Maars *Geister und Kunst* gegolten.

Maar ist ein Mann der Prosa – Lyrik kommt bei ihm gar nicht vor als Sujet –, er ist ein Mann des 20. Jahrhunderts nur insoweit, als es Wagnersche Raffinesse, Proustsche Dekadenz und Thomas Mannschen Feinsinn (versetzt mit fast Friedrich Theodor Vischerscher Erzählkomik vom Schlag des Romans *Auch ein-ner*) fortzusetzen weiß, und dabei können dann natürlich Virginia Woolf und, wie gesagt, Nicholson Baker ins Zubedenkende eingeschlossen werden. Kein Wunder, daß Michael Maar mit scharfsichtigem Degout reagieren muß auf Arno Schmidt; unangenehm berührt seine feine Nase das Proletige, das Schmidt ja in der Tat bisweilen ausdünstet; man kann Maars Vorbehalt mit einem Satz, den Schmidt ironisch auf sich selbst münzte, formulieren: »He is so terribly unfein!« Ja, das war Arno Schmidt, das ist stellenweise auch seine Literatur, und während, wie Maar abgefeimt schreibt, Prousts modernen »Strichcode das Rotlicht entziffert«, muß man Schmidts Plumpheiten und Gröblichkeiten gar nicht entziffern, sie steigen einem daumendick in die Nase. Nur wundert es mich – aber da habe ich als Mitlebender eine andere Perspektive, auch eine andere Erfahrung unseres Umgangs mit Schmidt –, daß erst in der fünftletzten Zeile von Maars Rezension zu Schmidts Funkessays das Stichwort »Selbstironie« fällt. Arno Schmidt hat sich über sich

³ Michael Maar, *Die Feuer- und die Wasserprobe. Essays zur Literatur*. Frankfurt: Suhrkamp 1997.

selbst am intensivsten lustig gemacht, hat auch die von Maar bemerkten Gepspreiztheiten gerade in der Massenbach-Revue, die ja die Parodie von Staatsaktion und europathetischem Cloak-and-dagger-Stück ist, bewußt inszeniert; und was sich offenbar nur schwer mitzuteilen scheint – das betrifft nicht nur Außerliterarisches –, ist das habituelle respektlose Kichern und Kopfschütteln derer, die heute als seine bierernsten »Jünger« angesehen werden: die nahmen seine Radioessays noch nie so ungebrochen verehrungsvoll auf, daß sie Schmidt hinterher humorlos abkanzeln müßten, sondern traktierten und rezipierten ihn schon immer mit gespaltenem Bewußtsein, fast so unernst und zugleich ernst, wie man heute – sagen wir: Guildo Horn hören kann.

Dankbar aber muß man Michael Maar vor allem für ein Lehrstück sein: das stilistisch Schwache und denkerisch Mulmige von Botho Strauß' Verlautbarung (Essay kann man den Text ja nicht nennen, Manifest oder Diagnose auch nicht), das unelegant Präziöse des *Anschwellenden Bocksgesangs* ruhig demonstriert und fast ohne die Stimme zu heben gerichtet zu haben. Diese knapp zehn Seiten des Buches sparen einem als Leser zwar nicht das Nachdenken über das auch politisch Fatale von Strauß' Text, jene Mißlichkeit, die vor allem darin besteht, sich bei einer politischen, also *eingreifenden* Meldung aufs Prärogativ von Formulierungen zu berufen, die mehr als journalistisch sein wollen, nämlich besonders, um nicht zu sagen »dichterisch«, die aber präziös und verquollen zugleich sind und damit das Politische wie das Dichterische verfehlten und wesentlich schlechter und unklarer als guter Journalismus sind.

Aber Maars Analyse demonstriert endlich wieder eine Aufgabe und eine Möglichkeit, die genuin literaturkritischer Art wäre und häufiger geübt werden sollte: Stilkritik, die wohl auch aus

der Mode geriet, weil alle Abweichungen von Sprachnormen und Stilidealen vielleicht etwas zu vorschnell als Stileigentümlichkeiten angesehen werden, als avancierte, eigenste Ausdrucksweisen, die doch von einem Maßstab des stilistisch Korrekten her gar nicht zu kritisieren seien. Das Siegel auf der Stilkritik Maars an Strauß ist, daß sie – was Stilkritiken doch sonst gern tun – nicht verkniffen wirkt, sondern selbst wieder elegant. Das versöhnt mich dann auch damit, daß die Fähigkeit zu unermüdlischem Interesse für Thomas Mann mir für einen Achtunddreißigjährigen etwas verfrüht vorkommt, von dem man doch auch einmal etwas heftigere, ja glattweg unbedachte Gesten und Gedanken erwarten sollte. Meister Thomas von der Trave ist ja gewiß unser aller olympischer Urgroßvater, aber auch von eindrucksvollen Großvätern sollte man sich einmal entschieden abwenden.

Es ist übrigens dieser bisweilen und zumindest als Abwechslung fehlende Ton der entschiedenen Ablehnung und Abwendung von einem Autor oder einer Position, was eine leichte Schwäche bei Peter Hamms Sammlung von *Lobreden und Liebeserklärungen* darstellt.⁴ »Das Loben sei die schönste Art zu sprechen«, zitiert Hamm Martin Walser, und er ist in der Tat ein hinreißender Laudator und ein Liebender, der von seiner tiefen Zuneigung zu bestimmten Autoren und Denkweisen Zeugnis abzulegen weiß. Ja, so kann man, so muß man Robert Walser und Hermann Lenz lieben, so kann man über Bruno Schulz und Zbigniew Herbert sprechen, so kann man Peter Bichsel oder Michael Hamburger nobel würdigen. Aber man würde doch gerne einmal hören, wie Hamm etwas deutlich ablehnt, wie er durchgreifende Kritik formuliert, wie ihn Intellekt oder Temperament dazu bringt, einen Autor oder eine Schreibweise nicht sanft von sich zu weisen, sondern mit Gründen zu verurteilen. Nach immer neuem mildem Wohl-

⁴ Peter Hamm, *Aus der Gegengeschichte. Lobreden und Liebeserklärungen*. München: Hanser 1997.

geschmack sehnt man sich schließlich nach einer Prise aggressiven Salzes, ja sogar fast nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit, und nach zu intensiver Handke-Adoration kriegt man plötzlich Lust, für die Lektüre von Romanen Jeff Toppingtons oder gar von Bret Easton Ellis zu plädieren ... Ungerecht? Vielleicht. Aber ich plädiere ja nur für etwas mehr Kontrast und Dynamik bei einem Kritiker, der, wenn er sich alle paar Monate zu Wort meldet, nie Kurzatmiges und Unausgereiftes sagt, ob man ihm nun zustimmt oder nicht.

Hubert Winkels ist der einzige Kritiker, der sich die Herausforderung und Umformung der Literatur durch die »Neuen Medien« zum Gegenstand ernsthaften Nachdenkens gewählt hat und dabei nicht gleich mit fliegenden Fahnen zur Elektronik überläuft, sich dem »Medienverbund« in die Arme wirft und über die Literatur spottet, die höchstens noch eine kleine Chance in einer »literarischen Nischenkultur« habe: »Literatur hat nicht ihre einzige, aber eine aktuell einzigartige Chance darin, Reiß zu sein im verkabelten Gehäuse der Welt, Bildstörung und Tonausfall, die taube Nuß im großen Einvernehmen, der blinde Fleck im großen Weltprogramm.«

So erfreut man darüber sein könnte, daß Winkels nicht so smart und eifertig wie Jochen Hörisch, Norbert Bolz oder Friedrich Kittler die Literatur als obsolet abtut – Beispiele dafür findet man nicht, wie Literatur »Reiß« und »Störung« sein kann in der geschlossenen medialen Vermittlung von Welt, bei welchen Autoren mit welchen Mitteln dergleichen versucht wird, und fünfzig Seiten später liest man es auch bei ihm etwas anders: »Den Zugang zur Realität gewinnt Literatur nur über die Verstrickung mit den Medien und kommunikativen Praktiken, die definieren, was wirklich ist und was nicht. Daß Literatur zu diesen Praktiken nicht mehr wesentlich gehört, ist die Ausgangsthese des vorliegenden Buchs. Zu zeigen, daß einigen Dichtern das Wissen darum zur Arbeit wird, ist

eines seiner Ziele. Es ist eine Arbeit des Anfangs. Aus der Einsamkeit des Lesens befreit sie vorerst nicht. Im Gegenteil, sie macht Abgeschiedenheit schmerzhaft spürbar.«

Das klingt entschieden, ist aber im Detail undeutlich. Warum soll überhaupt jemand aus der (offenbar unglücklichen, überwindenswerten) »Einsamkeit des Lesens« befreit werden, was »vorerst« leider nicht geht, aber worauf offenbar später dann doch Hoffnung ist? Und selbst wenn die Reflexion auf neue mediale Bedingtheiten und die Konkurrenz der Medien bei der literarischen Welt Darstellung sicherlich nicht abzuwenden ist – stimmt die Absolutheit, mit der für alle Literatur »Zugang zur Realität« nur noch via »Verstrickung mit den Medien« erreichbar sei, wirklich für alle Literatur und ausschließlich? Heißt »Zugang zur Realität« und Definitionsmächtigkeit hier nicht implizite nur jene Sorte von Medienbezogenheit und alertem Von-heute-Sein, deren oberste Angst ist, Macht und Mitspielmöglichkeiten zu verlieren, nicht auf der Höhe der Technik und des Mitredenkkönnens zu sein?

Welche Art von »Zugang zur Realität« eröffnen zum Beispiel die Gedichte von Paul Wühr, wie definitionsmächtig ist die Prosa von Friederike Mayröcker, welche sich mit den Neuen Medien nicht verstricken? Ich denke, man muß diese Sätze von Winkels doch etwas entdröhnen, nicht zuletzt auch, weil sich eigentlich die Literatur unseres Jahrhunderts offen oder verdeckt ohnehin in großen Teilen mit neuen Medien und neuen kommunikativen Praktiken auseinandersetzt, von der Schallplatte über den Film und das Radio bis zum Fernsehen; vom Lautgedicht über Montageverfahren bis zur Verwendung von O-Ton-Materialien ist doch die Literatur der letzten hundert Jahre davon geprägt, daß sie neue technische Bedingungen, die »wahrnehmungsleitenden Darstellungsformen anderer Medien« ins Konstruktive wendet – und daher braucht man das nicht noch einmal dekretorisches von ihr

zu fordern: Es muß ein Ruck durch die Literatur gehen!

Dennoch ist Winkels' Buch als eine ernsthafte Reaktion zu werten auf eine verbreitete Beunruhigung sowohl der Autoren wie der Kritiker. Große Veränderungen in den interpretatorischen Erzählungen davon, wie die Welt zu deuten und die Literatur zu lesen sei, sind im Moment ohnehin nicht zu konstatieren. Das Avantgarde-Paradigma ist ungenau verabschiedet, das Konzept einer »Post-moderne« hat auch nur noch flauen Zuspruch, und so tritt vielleicht an die Stelle von großen Umstürzen in den interpretatorischen Diskursen als Angst und Ahnung das Internet – als Realität und als Stichwort, welches Veränderungen von Wahrnehmung, Produktivität und produktivem Sensorium, von Verbreitungsmöglichkeiten von Texten und jene schwindelerregende Beschleunigung bündelt, die von Bill Gates bis zum am Computer schreibenden Lyriker (der befürchtet, daß seine Gedichte demnächst gar nicht mehr altmodisch gedruckt werden, sondern auf seinem Website im Internet angeklickt und 'runtergeladen werden ...) überhaupt nicht zu übersehen sind.

Anwesend, massiv anwesend ist ja die Angst vor riesigen Veränderungen vom kleinen Buchhändler bis zum Rezensenten durchaus. Eine zentrale Erfahrung scheint mir dabei die der Beschleunigung, einer erneuten Beschleunigung, auch was die Kontinuität von literarischen Themen angeht. Erinnert sich noch jemand an die Frage, ob nicht die Literaturkritik der Bundesrepublik stark von einer »Gesinnungsästhetik« beherrscht war, die sympathische politische Gesinnung und kulturpolitische Signifikanz mit ästhetischen Qualitäten verwechselt habe? Die Frage wurde nie zusammenhängend diskutiert, nicht nur weil die Antworten peinlich geworden

wären, sondern – weil einfach keine Zeit war, innezuhalten und zurückzuschauen. Christa Wolfs *Kassandra* ist inzwischen so weit weg wie ein Roman von Alfred Andersch, Peter Handkes Notate *Am Felsfenster morgens* sind in sich selbst schon antiquarisch und sprechen aus jener fernen Vergangenheit, da man im Windschatten der Europa teilenden Mauer beruhigt die Wahrnehmung großer Teile der Realität ausblenden konnte. Wenn inzwischen ein Tagebuchschreiber seine Aufzeichnungen nicht mehr ins Journal, sondern gleich ins Internet stellt, sie also jedermann blitzschnell zugänglich macht, aber sie nach vierzehn Tagen unwiderruflich löscht, verändert sich dann nicht etwas Gravierendes am Zeittakt von Erleben, Niederschreiben, Lesen, Verarbeiten, etwas so Eingreifendes, daß sogar solche Ausdrücke »Erleben«, »Niederschrift«, »Lesen«, »Verarbeiten« und »Bedenken« altväterlich wirken? Spaltet sich von solchen literarischen High-Speed-Verbrauchsprozessen eine andere, widerständigere Literatur ab? Bestehen die beiden dann nebeneinander?

Und wie reagiert der Literaturkritiker darauf? Stellt er seine Urteile und Rezensionen und Glossen zur aktuellen Literaturszene demnächst auch gleich ins Internet? »Der Kritiker ist Stratege im Literaturkampf«, schrieb Walter Benjamin; vielleicht sind wir an dem Punkt, wo der Kampf und das Gelände, die Kritiker und die Literatur sich mit Affengeschwindigkeit ins Virtuelle auflösen, nicht zuletzt deshalb, weil keine Zeit mehr bleibt, irgendeine Erfahrung substantiell werden zu lassen. Vielleicht ist die Literaturkritik im Moment nicht gerade aufregend, aber die ganze Szene ist so voller Veränderungen, bereits eingetretener oder schon antizipierbarer, daß einem jedenfalls nicht langweilig wird.